

John Eidson

Kulturgeschichten Kritische Anmerkungen zu zwei neuen Beiträgen zur Kulturdebatte in der Historiographie*

Auf den ersten Blick entsteht der Eindruck, daß der Unterschied zwischen diesen zwei Bänden, die beide sehr allgemein als Beiträge zur Kulturdebatte in der Geschichtswissenschaft verstanden werden können, in der Bedeutung besteht, die einem einzigen Autor beigemessen wird: Michel Foucault. Das eine Buch fängt mit einem programmatischen Aufsatz von Foucault an – „Nietzsche, die Genealogie, die Historie“ –, das andere endet mit einem vorsichtigen Beitrag (*Suzanne Marchand*) über Foucault, der sofort in dem sich anschließenden Kommentar von *Hans-Ulrich Wehler* entwertet wird. Bei näherem Hinsehen wird aber klar, daß diese beiden sehr unterschiedlichen Bände vielfältiger sind, als der vorangestellte Foucault-Aufsatz und der abschließende Wehler-Kommentar es vermuten lassen.

Kultur & Geschichte wurde von zwei jüngeren Historikern herausgegeben, die ein Interesse für das haben, was man als „postmodern“ zu bezeichnen pflegt. Dafür unterbreiten sie aber ein relativ breites Angebot an Texten, überwiegend aus dem angelsächsischen Bereich, und versehen diese mit einer brauchbaren Einleitung. Alle zwölf Aufsätze sind schon veröffentlicht worden – zehn davon zuerst auf Englisch und zwei auf Französisch. In der jeweils ersten Auflage erschienen sie im Zeitraum von 1971 bis 1995, die Mehrzahl – sieben – stammt jedoch aus den neunziger Jahren. Die Hälfte der Texte lag bereits in deutscher Übersetzung vor, die übrigen sechs wurden für diesen Band neu übersetzt, einschließlich der Einleitung von *Eric Hobsbawm* zu dem einflußreichen Sammelband *The Invention of Tradition*.¹ Die Autoren sind meistens Historiker – vier Beiträge stammen von Literaturwissenschaftlern bzw. Philosophen. Es versteht sich, daß dieser Band nicht für den Spezialisten gedacht ist. Er ist in erster Linie als Reader für Lehrveranstaltungen oder als schnelle Einführung in ausgewählte Themenkreise zu verwenden.

Zum ersten Abschnitt mit dem Untertitel „Historisierung als Subversion“ gehören, außer dem erwähnten Beitrag von Foucault, Auszüge aus *Orientalismus* (1978) von Edward Said sowie Hobsbawms programmatisches

* Besprechung von: *Christoph Conrad* und *Martina Kessel* (Hrsg.), *Kultur & Geschichte. Neue Einblicke in eine alte Beziehung*, Philipp Reclam jun., Stuttgart 1998, 392 S.; *Thomas Mergel* und *Thomas Welskopp* (Hrsg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theorie-Debatte*, Verlag C. H. Beck, München 1997, 368 S.

1 E. Hobsbawm/T. Ranger (Hrsg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983.

„Erfinden von Traditionen“.² Mit dieser Auswahl legen die Herausgeber in der Tat Texte vor, die über Fachgrenzen hinaus Forschungsprogramme der letzten Jahrzehnte geprägt haben – unabhängig davon, wie man zu diesen Texten und zu den von ihnen inspirierten Forschungsprogrammen steht. Daher ist es vertretbar, die Aufsätze von Foucault und Said in diesem Zusammenhang neu zu publizieren, obwohl die übrigen Beiträge in sehr unterschiedlichen Verhältnissen zu den ersten drei Texten stehen.

Zum Programm von Foucault und Said scheinen insbesondere die Aufsätze von *Stephen Kern* und *Kristin Ross* zu passen. In beiden Fällen wird versucht, verdeckte Verbindungen zwischen scheinbar separaten Aspekten des kulturellen Lebens der Moderne ans Licht bringen. Kern möchte z. B. Beziehungen zwischen der Herausbildung neuer Stilrichtungen in der modernen Kunst und der Entwicklung der modernen Kriegführung aufdecken. *Ross* stellt ihrerseits einen Zusammenhang zwischen dem Sauberkeitswahn moderner französischer Wohnkultur und neuen Foltertechniken im Algerienkrieg fest. Auch *Elisabeth Bronfens* Auslegung des Blicks eines Anatoms auf die Leiche einer Frau in einem Gemälde von Gabriel von Max sowie die Überlegungen von *John Tosh* zur Geschichte der Männlichkeit im Zeitalter des Imperialismus in Großbritannien können auf poststrukturalistische Ansätze zurückgeführt werden. Der Aufsatz von *Robert Darnton* zur „erkenntnistheoretischen Strategie“ der *Encyclopédie* von Diderot fängt mit Überlegungen zum Verhältnis von „Wissen und Macht“ an, liefert aber eine Analyse, die auch ohne den Bezug auf Foucault hätte artikuliert werden können. Sie erinnert eher an frühere Beiträge von Carl Becker und R.G. Collingwood, die in diesem Zusammenhang nicht zitiert werden.³

Der Beitrag von *Vanessa Schwartz* zum „kinematischen Zuschauen“ in Paris unmittelbar vor der Entstehung des Kinos zeugt zwar von der „niedrigen Neugierde des Plebejers“ (Foucault über Nietzsche, S. 63), ist aber erfrischend frei von Jargon und bleibt nah am Gegenstand. In ihren sehr plastischen Schilderungen zur „Geburt des Publikums“ aus dem Geist der „Flanerie“ (S. 313) – am Beispiel der Pariser *Morgue*, des Wachsfigurenkabinetts von Grévin und der sog. Panoramen jener Zeit – läßt sich *Schwartz* offensichtlich auch von Walter Benjamin inspirieren.

Gar nicht zum Foucaultschen bzw. poststrukturalistischen Programm passen die Auszüge aus der „Geschichte von Landschaftsmetaphern“ von *Simon Schama* aus dem Jahre 1995. Ausgehend von der Bemerkung des Photographen Ansel Adams, daß, um die Natur „rein zu halten“, wir sie „unglücklicherweise ... in Besitz nehmen“ müssen, äußert sich Schama wie folgt:

2 E. Said, *Orientalism*, New York 1978.

3 C. L. Becker, *The Heavenly City of the Eighteenth Century Philosophers*, New Haven 1932; R.G. Collingwood, *The Idea of History*, London (1946) 1956, S. 78-81.

„An dieser Inbesitznahme gibt es nichts, wofür man sich wirklich schämen müßte. Selbst die Landschaften, von denen wir meinen, sie seien im höchsten Maße frei von unserer Kultur, können sich bei näherem Hinsehen als deren Produkte erweisen. Und die Ansicht, die *Der Traum von der Wildnis* vertritt, ist es, daß dies kein Anlaß zu Schuldgefühlen und Reue ist, sondern gefeiert zu werden verdient. Wäre es uns lieber, wenn Yosemite, trotz all seiner Überfüllung und übermäßigen bildlichen Repräsentation, *niemals* identifiziert, kartographisch erfaßt und in einen Park verwandelt worden wäre?“ (S. 244-245)

Schama beteuert, daß es ihm nicht darum geht, die Realität der ökologischen Krise zu bestreiten: „Vielmehr möchte ich dadurch, daß ich den Reichtum, das Alter und die Komplexität unserer Landschaftstraditionen darstelle, darauf hinweisen, wieviel wir noch zu verlieren haben. Anstelle der Annahme, daß sich abendländische Kultur und Natur gegenseitig ausschließen, möchte ich die Intensität betonen, mit der sie miteinander verbunden waren und sind“ (S. 252).

Ebenfalls einbezogen wurde ein nützlicher Überblick über und ein Kommentar zur „Geschichte und Anthropologie der Sinneswahrnehmung“ von *Alain Corbin*. Die methodologischen Überlegungen, die *Peter Jelavich* unter dem Titel „Bekenntnisse eines gescheiterten Strukturalisten“ anbietet, liefern keine magische Lösung, aber zusammengenommen bilden sie ein überzeugendes Plädoyer für Methodenpluralismus und multikausale Erklärungen in der Kulturgeschichtsschreibung.

Während der Band von *Conrad* und *Kessel* für die Rekonstruktion und die bibliographische Aufarbeitung einiger neuerer Entwicklungen in der Kulturgeschichte von Nutzen ist, verfolgt die Essaysammlung von *Thomas Mergel* und *Thomas Welskopp* ganz andere Ziele und nimmt dementsprechend andere Gestalt an. Sie beinhaltet elf Beiträge von jungen Bielefelder Historikern und einigen Gästen, die alle zum ersten Mal in diesem Band erscheinen. Mit der Ausnahme von *Wehler* sind die Autoren zwischen 1954 und 1967 geboren; über die Hälfte gehören zu den Jahrgängen 1960 und 1961. Das Projekt soll die Historische Sozialwissenschaft neueren kulturwissenschaftlichen Ansätzen öffnen. Darüber hinaus scheint es sich um eine Neuverhandlung des Generationsvertrags unter Bielefelder Historikern und vielleicht sogar um eine *reinvention* der Bielefelder Schule zu handeln.

Die Beiträge sind verschiedenen Theoretikern (Weber, Giddens, Bourdieu, Gramsci, Luhmann, Gellner, Hobsbawm, Koselleck, sogar Foucault) bzw. verschiedenen Forschungsrichtungen (Modernisierungstheorie, Geschlechterforschung, Kulturanthropologie, Kommunitarismus) gewidmet, die herangezogen werden, um ausgewählte Themen der modernen deutschen Geschichte zu beleuchten (Nationalismus, Katholizismus, *civil society*, humanistische Bildung usw.). Hinter dieser scheinbaren Vielfalt steckt die gemeinsame Überzeugung, daß die deutsche Sozialgeschichte

schon wieder im Rückstand sei, wie man es bereits vor etwa dreißig Jahren konstatierte. Diesmal sei die innere Erneuerung im Sinne des neuen Interesses an Kultur von Nöten. Wie dies zu geschehen habe, müsse natürlich gut überlegt werden.

In ihrer Einleitung üben *Mergel* und *Welskopp* eine Kritik an der Historischen Sozialwissenschaft, wie sie sich in den siebziger Jahren entwickelte, bei der alle wichtigen Stichwörter fallen: Sie sei zu mechanisch, zu verdinglichend, zu unzulässig verallgemeinernd gewesen (S. 9). Insbesondere müssen handlungstheoretische Ansätze wieder in das strukturorientierte Forschungsparadigma eingeführt werden, wie dies schon lange durch Soziologen, von denen man sich damals inspirieren ließ, gemacht worden ist.

Trotz des Bekenntnisses zur theoretischen und methodischen Offenheit und trotz der Breite des Angebots stehen die Beiträge im Band von *Mergel* und *Welskopp* unter gewissen Zwängen, die im mahnenden Kommentar *Wehlers* zum Ausdruck kommen. Am Anfang seines Kommentars gibt er bekannt, daß man sich mitten in der fünften großen Grundlagendiskussion der deutschen Geschichtswissenschaft befände. Die erste entfaltete sich um den neuen Ansatz von Ranke, in der zweiten standen Droysen und Buckle einander gegenüber, bei der dritten handelte es sich um den berühmten Lamprecht-Streit, und die vierte war die Theoriedebatte der späten sechziger und frühen siebziger Jahre. Nur einige Jahre später steht schon die fünfte Grundlagendiskussion an, welche auch abkürzend die „Kulturdebatte“ genannt wird. Anscheinend wirkt die allgemeine Beschleunigung der Geschichte in der Moderne auch auf die Frequenz der Grundlagendiskussionen der deutschen Geschichtswissenschaft. Sie scheinen sich in immer geringer werdenden Abständen zu ereignen.

Als erstes räumt *Wehler* die Schwächen des Ansatzes ein, den er selbst entscheidend mitprägte. Es gäbe beim sog. Strukturalismus – Strukturfunktionalismus mit einem Hauch „kritischer Theorie“ müßte man eher sagen – die „Gefahr der Reifizierung“ (S. 356), und zur Lösung dieses Problems sei eine Dosis von Konstruktivismus angebracht. Gemeint ist aber nicht etwa der Konstruktivismus neuer Art, sondern der echte Konstruktivismus, den Max Weber in seinem „Objektivitäts“-Aufsatz erläutert hat und bei dem die erkenntnisleitenden Interessen und Wertideen des Historikers betont werden.⁴ Doch bestünde schon jetzt, mitten in der aktuellen Grundlagendiskussion, die Gefahr, daß „das Pendel zu weit nach einer Seite“ ausschlägt und daß man bei einer „Privilegierung der individuellen Erfahrung und individuellen Lebenswelt“ (S. 363) landet, wie es bereits die Alltagshistoriker gemacht hätten. In dieser Hinsicht sind für *Wehler* die Ergebnisse der Diskussion, die in diesem Band festgehalten werden, eher durchwachsen:

4 M. Weber, Die „Objektivität“ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis (1904), in: ders., Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1922, 1988.

„Faßt man das Dutzend Beiträge genauer ins Auge, ... ist die Hälfte rundum gelungen“ (S. 356). Mancher Leser wird selbst in der Lage sein, darüber ein Urteil zu treffen, aber das soll nicht dem Zufall überlassen werden. Deshalb übernimmt *Wehler* die Verantwortung, die Spreu vom Weizen zu trennen: Zwei Listen werden aufgestellt, in denen die Beiträge enthalten sind, die er mehr oder weniger billig bzw. mißbilligt.

Was *Wehler* an den Beiträgen im Sammelband von *Mergel* und *Welskopp* allgemein zu gefallen scheint, ist, daß „die Theoriediskussion der sechziger/siebziger Jahre ... weitergetrieben wird“ (352). Möglicherweise ist es aber eher ein Nachteil, wenn Aspekte in der aktuellen Diskussion zu rasch auf die scheinbar klar umrissenen Kategorien vergangener Debatten reduziert werden. In verschiedenen Aufsätzen dieses Buches wird z.B. der alte Gegensatz „Historische Sozialwissenschaften“ und „Alltagsgeschichte“ auf eine knappe, pauschalisierende Weise vorgeführt, die fast ritualisiert wirkt: Die eine wäre „blutleer“, aber wenigstens reflektierend politisch gewesen, während die andere eine unreflektierte „Überbewertung subjektiven Widerstandshandelns“ dargestellte, die letztendlich in eine „antimoderne Kulturkritik“ mündet (S. 25). Die Polemik von damals war aber karikierend, sie diente nicht der gegenseitigen Verständigung, sondern der fachlichen Abgrenzung. Deshalb ist sie m. E. nicht als Muster für die aktuelle Theoriediskussion tauglich, vor allem dann nicht, wenn man die Möglichkeit offen halten will, etwas Neues zu lernen.

Das gleiche gilt aber auch für das, was man der Einfachheit halber als die postmodernen Lesarten in der aktuellen Debatte bezeichnen kann. Der Neuabdruck des Foucault-Textes ist vor allem dadurch zu rechtfertigen, daß er uns an den erinnert, der die paradigmatische Argumentationsweise für eine ganze Reihe von neueren Analysen geliefert hat, nämlich Nietzsche in seiner Kritik an dem, was er „Historismus“ nannte. In unzähligen Texten der letzten Jahre kann man nachlesen, wie Wissenschaftler verschiedener Fächer durch ihren Diskurs Totalitäten konstruieren, die durch Homogenität und Kontinuität gekennzeichnet sind, und die dazu dienen, Identitäten zu festigen, die in Wirklichkeit als Verletzungen der betroffenen Menschen zu verstehen sind. Dabei wird wenigstens implizit angedeutet, daß die Wissenschaftler, die auf diese Weise ihre Deutungsmacht mißbrauchen, eigentlich an der Auflösung jener Identitäten arbeiten müßten, wenn sie nur bereit wären, ihre eigentliche Aufgabe wahrzunehmen.

Es ist ironisch, daß die Lesart, die Foucault von Nietzsche übernimmt, auch von den Autoren dieser beiden Bände übernommen wird, wie am Beispiel des Umgangs mit der Kulturanthropologie gezeigt werden kann. In seinem Beitrag zu *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft* schreibt *Thomas Sokoll* die Rolle des poststrukturalistischen Fachkritikers dem Anthropologen Clifford Geertz zu: Mit seinem Programm der „dichten Beschreibung“ würde Geertz sich „ausdrücklich gegen die ethnologische

Tradition“ wenden, indem er „große“ Monographien von ganzen Völkern gegen „jene subversive Kleinform der anthropologischen Darstellung“ (S. 243) ausgetauscht hätte. Dabei scheint *Sokoll* vergessen zu haben, daß Geertz' Analyse des balinesischen Staates etliche Jahre nach dem Hahnenkampf-Artikel erschienen ist.⁵ Im Gegensatz zu *Sokoll* verstehen *Mergel* und *Welskopf* den Anthropologen Geertz als Autor nicht von subversiven Mikrostudien, sondern von „integrationistischen“ Darstellungen, der seinen Gegenstand ästhetisiert und verklärt (S. 26) – er ist also somit wieder bei den „Historisten“, wie Nietzsche sie verstand, gelandet.

Sokoll, *Mergel* und *Welskopf* stimmen immerhin wenigstens in einem Punkt überein: Geertz ist einer derjenigen, die den Begriff „Gesellschaft“ durch „Kultur“ austauschen möchten. Dies ist aber nachweislich falsch. Weit davon entfernt, „Gesellschaft“ durch „Kultur“ ersetzen zu wollen, hat sich Geertz, als „untreuer Jünger“ Talcott Parsons, mehrmals explizit für die Aufrechterhaltung der Differenz zwischen den beiden Begriffen geäußert – nicht nur in den früheren, offensichtlich durch die Modernisierungstheorie geprägten Werken, sondern auch in seinen späteren Beiträgen. Man kann dies am Beispiel des Essays „Deep Play“ über den balinesischen Hahnenkampf, der von *Sokoll* eingehend besprochen wird, veranschaulichen. In der Region, in der Geertz seine Feldforschung betrieb, wurden Hahnenkämpfe zwischen rivalisierenden Verwandtschaftsgruppen und Dorfgemeinden veranstaltet, und in diesem Zusammenhang nennt Geertz sie „Kommentare zur Statushierarchie und zum Selbstwertgefühl auf Bali“.⁶ Um als Kommentar dieser Art dienen zu können, muß aber jeder Hahnenkampf – eigentlich jedes Ritual überhaupt – in einem schiefen Verhältnis zur gesellschaftlichen Wirklichkeit stehen. Das heißt, ein bestimmter Hahnenkampf ist nur bedeutungsvoll im Sinne von Geertz, wenn er eine bestimmte Interpretation der gesellschaftlichen Verhältnisse ermöglicht, die nie die allein mögliche ist. Dafür muß es aber eine Differenz zwischen den gesellschaftlichen Verhältnissen und ihrer Darstellung im Ritual geben; sonst gäbe es auch keinen Grund, diese Verhältnisse auf eine Weise darzustellen, die sie ergänzt und zurechtrückt. Wie auch schon bei Durkheim steht bei Geertz das Ritual in einem prinzipiell rhetorischen Verhältnis zur gesellschaftlichen Wirklichkeit. Es soll uns überzeugen, die Dinge so und nicht anders zu sehen – obwohl es überaus möglich ist, sie anders zu sehen – und uns anregen, uns entsprechend zu verhalten. Ohne die Differenz Alltag/Ritual oder Gesellschaft/Kultur wäre diese Lesart sinnlos.

Was ist es denn nun, woran sich Kritiker am kulturanthropologischen Ansatz von Geertz stoßen? Vielleicht ist das Unheimliche am anthropologischen Kulturbegriff vor allem der Versuch, soweit wie möglich normative

5 C. Geertz, *Negara. The Theatre State in Nineteenth Century Bali*, Princeton 1980.

6 C. Geertz, „Deep Play“: Bemerkungen zum balinesischen Hahnenkampf (1973), in: ders., *Dichte Beschreibung*, Frankfurt a. M. 1983, S. 258.

Orientierungen aus der Analyse auszuschalten. Denn so sehr Foucault und Wehler sich voneinander unterscheiden, neigt jeder auf die ihm eigene Weise dazu, einen ausgeprägt normativen Bezug zum Forschungsgegenstand zu pflegen. Deshalb wird seitens der Historischen Sozialwissenschaftler regelmäßig vor der Gefahr des Relativismus gewarnt, und deshalb hat man sich früher gegen die Vorstellung gesträubt, daß die Vergangenheit „ein Chaos sei“ (*Mergel und Welskopp*, S. 22), wie Max Weber behauptete. Aber auch für Weber war die Vergangenheit nur im logischen Sinne ein Chaos. Man sollte davon ausgehen, daß sie ein Chaos sei, nicht weil sie keine Ordnung hat, sondern weil zu viele alternative Ordnungen einander überlagern und dabei sich wenigstens zum Teil widersprechen. Denn nicht nur der Historiker bringt Ordnung in das Chaos, sondern auch jeder historische Akteur. Die Gültigkeit mancher Ordnungen kann zu einem erheblichen Grad durch die Naturwissenschaften und wenigstens zum Teil durch die Sozial- und Wirtschaftswissenschaften festgestellt werden – so viel sei geschenkt. Aber insbesondere im Bereich der menschlichen Beziehungen, der kulturellen Identität und der politischen Legitimität variieren die Perspektiven von Gruppe zu Gruppe und manchmal von einem Einzelnen zum nächsten, ohne uns dabei allgemeingültige Kriterien anzubieten, nach denen wir unter ihnen zu wählen hätten. Deshalb hängt nicht alles, aber doch einiges wichtiges davon ab, wie wir die Dinge konstruieren und wie wir getrennt, zusammen oder gegeneinander mit diesen Konstruktionen umgehen. Auf diesen Schnittpunkt des alten und des neuen Konstruktivismus würden sich vermutlich viele der Autoren beider Bände einigen können. Aber welche Konsequenzen müssen daraus gezogen werden? Genau hier vermengen sich methodische Fragen mit Fragen der „erkenntnisleitenden Interessen und Wertideen“.